

Haben Christen und Muslime den gleichen Gott?

Das Interview in der Oktoberausgabe von „ekiba intern“ mit Talat Kamran, Leiter des Mannheimer Instituts für Integration und interreligiösen Dialog, und Pfarrerin Annette Stepputat, Landeskirchliche Beauftragte für christlich-islamisches Gespräch, hat unter Mitarbeitenden zu Irritationen geführt. „Ist der Missionsbefehl Jesu damit aufgehoben?“ - „Ist Jesus Christus nun doch nicht der Erlöser für alle Menschen?“ wurde gefragt. Ein Grund, die Sache etwas genauer anzuschauen.

„Wir haben als Juden, Christen und Muslime einen einzigen Gott“, war das Interview in „ekiba intern“ überschrieben. Das kann man – wohlwollend – zunächst so interpretieren, dass alle drei monotheistischen Religionen natürlich nur einen einzigen Gott kennen, wobei es dabei allerdings ganz unterschiedliche Gottes-Vorstellungen gibt. Ohne ganz genau hinzuschauen, lasen manche Leser allerdings: „Wir haben alle den gleichen Gott“. In dieser Weise hat es der muslimische Gesprächspartner Talat Kamran im Interview tatsächlich formuliert: „Es gibt nur einen Gott, als barmherzige und alles durchdringende Kraft.“ Das mag seine Überzeugung als moderner „aufgeklärter“ Muslim sein. Doch die Frage ist, wie wir als Christen dazu stehen.

Zunächst ist vermutlich unstrittig, dass es im „Himmel“, in der Transzendenz oder wie auch immer man das benennen mag, nur einen einzigen Gott gibt. Es gibt keinen christlichen und keinen muslimischen Himmel. Es gibt nur einen einzigen Gott, der in seiner Allmacht, Weisheit und Liebe diese Welt erschaffen hat. So gesehen ist die Aussage „Wir haben alle den gleichen Gott“ im Grunde nicht falsch, allerdings missverständlich. Selbst wenn ein Mensch eine völlig verquere Vorstellung von Gott hat, aber diesem Gott vertraut und zu ihm betet, dann vertraut er auf den *einen* wahren Gott. Es gibt ja keinen andern „da oben“, der ein offenes Ohr hätte für diese Gebete.

Anstatt zu fragen, ob wir alle den gleichen Gott haben, sollten wir vielmehr der Frage nachgehen, ob wir wirklich die gleichen Vorstellungen und Bilder von Gott haben. Und ob wir das Wesen Gottes dabei richtig erfassen. Dazu ein kleiner Exkurs:

Manche kennen vielleicht den Seufzer eines Ehepaares: „Zehn Jahre lang waren wir glücklich verheiratet; dann haben wir uns kennen gelernt“. Das Bild vom Ehepartner bzw. die Vorstellung von seiner Art, seinem Wesen, seinem Denken etc. war bei diesem Paar offenbar ziemlich weit weg von dem, wie der andere wirklich ist. Das mag in vielen Beziehungen

ganz am Anfang so sein. Aber je länger sich die beiden kennen und je intensiver sie miteinander kommunizieren und sich austauschen, um so besser lernen sie den andern kennen, wie er wirklich ist. Und so kommt die Vorstellung vom andern von Jahr zu Jahr dem tatsächlichen Wesen des andern immer näher.

Nicht anders müsste es im Verhältnis zu Gott geschehen: Fast alle Menschen haben ein bestimmtes „Bild“, eine bestimmte Vorstellung von Gott. Allerdings hat bekanntlich kein Mensch jemals Gott gesehen. Von daher kann auch kein Mensch von sich aus zweifelsfrei wissen, wie Gott tatsächlich ist. Auch wenn er ein Leben lang versucht, sich Gott im Glauben zu nähern, kann er nie mit Gewissheit sagen: „Jetzt habe ich Gott vollständig erkannt. Jetzt weiß ich, wie Gott wirklich ist.“

Für uns Christen ist deshalb ein anderer Weg viel entscheidender, der sich wie ein roter Faden durch die gesamte Bibel zieht: **Gott selber gibt sich zu erkennen.** Immer wieder hat Gott in der Zeit des Alten und Neuen Testaments den „Schleier“ über der unsichtbaren Welt für einen Moment zurückgezogen und hat einzelnen Menschen seine Gedanken offenbart oder seine Pläne mit den Menschen: einem Abraham, einem Mose, einem Jesaja und so weiter. In unüberbietbarer Weise hat Gott sich schließlich in Jesus Christus zu erkennen gegeben: **„Kein Mensch hat Gott jemals gesehen.**

Nur der Eine, der selbst Gott ist und mit dem Vater in engster Gemeinschaft steht, hat uns gesagt und gezeigt, wer Gott ist“.

So ist es im Johannesevangelium Kapitel 1 Vers 18 beschrieben (Übersetzung „Gute Nachricht“).

Für uns Christen spielt es deshalb keine so große Rolle, wie sich die Menschen Gott vorstellen, sondern vielmehr wie Gott sich selber zu erkennen gegeben hat. Doch genau damit beginnen nun die Probleme: Denn auch Muslime glauben, Gott habe sich in unüberbietbarer Weise offenbart – jedoch nicht den Menschen der Bibel, sondern ihrem Propheten Mohammed. Wer hat also recht, wenn im muslimischen Glaubensbekenntnis steht, dass Gott keinen Sohn hat, aber im christlichen genau diese Aussage im Mittelpunkt steht? Wem sollen wir Vertrauen schenken, wenn sich die Aussagen (trotz mancher Gemeinsamkeiten) in wichtigen Punkten widersprechen: der Bibel oder dem Koran?

Eine beliebte Lösung besteht darin, dass man sich auf den gemeinsamen Nenner beschränkt: Man hält sich an das, was in beiden Religionen gleich ist. Alle Unterschiede blendet man dagegen möglichst aus. So ähnlich hat es schon vor Jahren beispielsweise Hans Küng vorgeschlagen. Doch damit würde man das Herzstück des christlichen Glaubens preisgeben: Denn was wäre der christliche Glaube ohne das

Weihnachtsfest – ohne die Geburt des Gottessohnes? Und was bliebe von unserem Glauben übrig, wenn wir Karfreitag ausklammern würden – das Werk der Erlösung durch Jesus Christus, dem Sohn Gottes?

Andere versuchen sich damit zu retten, dass sie behaupten, Christus sei eben nur für die Christen der Erlöser. Er sei nur für die Christen der einzige Weg zu Gott. Ich persönlich fürchte, dass bei diesem Modell die Menschwerdung Christi oder sein stellvertretender Tod am Kreuz letzten Endes zu einer theologischen Idee reduziert wird: zu einem Gedankenkonzept, um die Liebe Gottes zu beschreiben. In dieses Konzept würde dann auch passen, dass die Weihnachtsgeschichten der Bibel lediglich als Legenden angesehen werden: „Sie sind nie wirklich passiert, drücken aber einen interessanten Gedanken aus.“

Nach dem Selbstanspruch der Bibel und einem breiten Konsens innerhalb der christlichen Theologie der letzten rund 2000 Jahren liegt die Pointe aber gerade darauf, dass Gott in seinem Sohn **in Raum und Zeit** tatsächlich Mensch geworden ist. Und dass sich Jesus Christus damals auf Golgatha als Sohn Gottes für die Schuld der Welt geopfert hat – und zwar **tatsächlich** und nicht nur als nachträgliche theologische Interpretation.

Im Dialog mit Vertretern anderer Religionen wird es an dieser Stelle

allerdings besonders herausfordernd: Wir müssen unseren Gesprächspartnern zumuten, dass ihre Vorstellung von Gott und von der Erlösung der Welt zumindest an diesem Punkt falsch ist. Aber wir behaupten das als Christen ja nicht, weil wir arrogant wären oder besserwisserisch oder weil wir die Wahrheit mit Löffeln gefressen hätten. Sondern allein deshalb, weil wir der Offenbarung Gottes in den Schriften der Bibel Vertrauen schenken. Und weil wir den Kern unserer Botschaft verraten würden, wenn wir uns lediglich auf einen gemeinsamen Nenner in den Aussagen der Religionen beschränken wollten.

Regelmäßig wird an dieser Stelle der Vorwurf erhoben, diese Haltung sei intolerant. Sie sei zudem überheblich und berge stets die Gefahr in sich, dass man seine Meinung mit Gewalt durchsetzen wolle. Es ist nicht zu bestreiten, dass der „Missionsauftrag“ Jesu im Laufe der Geschichte immer wieder auch zu solchen Missverständnissen geführt hat. Doch wer auch immer seinen Glauben mit Gewalt durchsetzen will, hat das Anliegen Jesu nicht verstanden: Obwohl Jesus beileibe nicht allen recht gegeben hat, obwohl er seine Gegner mit seinen Aussagen oft ganz schön provoziert hat, und obwohl er seinen Jüngern ausdrücklich den Auftrag gegeben hat, seine Botschaft in alle Welt zu tragen, hat Jesus nirgends zur Gewalt aufgerufen oder selber Gewalt angewendet. „Stecke dein Schwert

an seinen Ort. Der wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen“, sagt er zu Petrus – bei seiner Verhaftung (Matthäus 26, 52)

Es ist deshalb völlig unsachlich und zutiefst unfair, wenn man Christen vorwirft, sie würden mit dieser Position (mit ihrem Glauben an die Dreieinigkeit Gottes und an Jesus Christus als Erlöser) das friedliche Zusammenleben der Religionen stören. Richtig ist vielmehr: Wir werden jedem Menschen unabhängig von seiner religiösen Einstellung oder Tradition respektvoll begegnen. Wir werden das Gespräch und den Dialog ganz bewusst suchen und uns darum bemühen, die Vorstellungen des anderen zu verstehen.

Dies gilt gerade auch gegenüber den vielen Muslimen, die zur Zeit

als Flüchtlinge zu uns kommen. Wir werden sie nicht als erstes mit unseren spezifischen christlichen Glaubensüberzeugungen „überfallen“, sondern ihnen zunächst in einer herzlichen Gastfreundschaft das Einleben in unserem Land ermöglichen und sie nach Kräften unterstützen. Wir werden allerdings nicht in den Chor derjenigen einstimmen, dass doch alle Menschen letzten Endes das Gleiche glauben würden, sondern in Liebe (und hoffentlich auch mit Begeisterung) auch davon sprechen, was das Herzstück unseres Glaubens ist!

Theo Breisacher, Pfarrer in
Karlsbad-Spielberg